

leicht paradox, aber je mehr wir über die finnisch-ugrischen Völker wissen, desto mehr müsste man auch über ihre ehemaligen Nachbarn und deren Kulturen informiert sein. In dieser Hinsicht wird das vorgestellte Buch durch die von K. V. Čistov redigierte, im Frühjahr 1976 erschienene Publikation »Venäläinien perinnekuulttuuri» (Russische überlieferte Kultur) (266 S.) ausgezeichnet ergänzt, wo die Ethnologie der russischen Bevölkerung in Nordeuropa (heutige Sowjetunion) vom 19. bis zum beginnenden 20. Jh. beschrieben wird. Das Buch ist vorläufig nur auf finnisch erschienen.

PEKKA LAAKSONEN

### Die Blütezeit der uigurischen Kultur

A. v. GABAIN, Das Leben im uigurischen Königreich von Qočo (850—1250). I. Textband. 1973. 251 S. II. Tafelband. 1973. 110 S. (Veröffentlichungen der Societas Uralo-Altica, Band 6). In Kommission bei Otto Harrassowitz, Wiesbaden.

Die historischen Dokumente berichten seit dem 7. Jh. von dem türkischen Ujgur-Volk, das damals die Gegenden an der Selenga eroberte. Seit dem Jahre 754 wurden die Uiguren die Nachfolger der Kōk-Türküt in der mongolischen Steppe. Als die Kirgisen i.J. 840 das Steppen-Imperium übernahmen, floh das uigurische Volk südwärts, zum grössten Teil nach dem Tarim-Becken in Ost-Turkistan. Hier befand sich Qočo (= chines. *Kao-ch'ang*, dial. *Kō-ch'ō*), ein ziemlich kleiner aber wichtiger Oasenstaat, dessen Zentrum das heutige Turfan war. Die Geschichte dieses uigurischen Königreichs war kurz gefasst folgende: i.J. 850 Gründung, 856 von China anerkannt, unter den Qara-Qitay v.J. 1121, dann unter den Nayman, seit 1209 unter den Mongolen; i.J. 1469 nahm der Herrscher den Titel eines Sultans an, was also die endgültige Islamisierung bedeutete.

Jahrhundertlang dachte niemand an die Vergangenheit von Qočo. Erst seit dem ausgehenden 19. Jh. erregten die reichen archäologischen Funde in den Ruinenstädten des Tarim-Gebietes die Aufmerksamkeit der Forschungsreisenden. Wissenschaftliche Expeditionen aus vielen Ländern Europas sowie aus Japan und China wurden dorthin gesandt. Insbesondere die vier »Preussischen Turfan-Expeditionen» waren erfolgreich. Die von ihnen eingebrachten ungeahnten archäologischen Schätze wurden vor allem von A. Grünwedel (seit dem Jahre

1906), A. von Le Coq und F. W. K. Müller publiziert. Schon seit den zwanziger Jahren war auch Annemarie von Gabain, die zu den renommiertesten Vertretern der türkischen Philologie unserer Zeit gehört, an der Herausgabe der Reihe »Türkische Turfantexte« mit beteiligt.

Vor fünfzehn Jahren veröffentlichte Frau v. Gabain die 80 Seiten umfassende Untersuchung »Das uigurische Königreich von Chotscho 850—1250« (Sitzungsberichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1961, Nr. 5), und nun ist die hier zu besprechende, stattliche Monographie als Ergebnis langer und sorgfältiger Arbeit erschienen. Im Vorwort und in der Einleitung charakterisiert die Autorin ihr Buch folgendermassen: »Wenn eine Turkologin nach der Kultur der Uiguren fragt, findet sie anderes, als wenn sich ein Historiker, ein Ethnologe oder ein Buddhologe an die Arbeit machte. -- Unter 'Kultur' soll — gemäss der Auffassung der Ethnologen — nicht Kunst und Philosophie verstanden werden, sondern das vielfältige Leben.« Und das vergangene Leben der Uiguren wird in dem Buch denn auch ausserordentlich vielseitig beleuchtet, wobei auch einige wichtige Bereiche der Kunst nicht vergessen werden.

Wie vielfältige Völker, Sprachen und Kulturformen die Verfasserin bei der Klärung der Kontakte der Uiguren berücksichtigen musste, geht aus Kapitel II des Werkes hervor, das die Überschrift »Die Völker im Tarim-Becken« trägt. In der Zusammenfassung (S. 31—33) wird u. a. festgestellt: »Zur Zeit des Uigurischen Königreichs befanden sich also neben dem Herrschervolk folgende Minderheiten in Qoço: West-Türken, Sogder, Chinesen, Mongolen und Tocharer, in geringerer Anzahl auch Tibeter, Si-Hia, ferner Syrer und andere westliche, nestorianische Christen und Kaufleute. -- Obwohl Indien die Heimat des Buddhismus ist, scheint doch bei den Uiguren weniger Hochachtung für die Inder als für die Chinesen bestanden zu haben.«

Die vielseitige und gründliche Fachkenntnis der Autorin geht aus jedem Kapitel des Buches hervor. Es werden u. a. folgende Themenkreise behandelt: Das Reisen, Reit- und Tragtiere; Verfassung, Verwaltung, Werte, Landesprodukte; Name, Rang und Titel; Architektur; Einrichtung, Geräte; Matten, Teppiche, Läufer; Die Bedeutung der Haltung: das Sitzen und Knien; Die Trachten; Die Gürtung; Waffen; Musik, Tanz, Pantomime; Abzeichen, Merkmale und Symbole; Die Schreibkultur; Buddhistisch-Ikonographisches; Dekoratives. Schon diese blosser Aufzählung der Hauptüberschriften vermittelt den Eindruck, dass hier auf sehr interessante Art und Weise vielfältigste und wichtigste Fragen erörtert werden. Dabei be-

wegen wir uns oft auch weit ausserhalb von Qočo.

Auch diese kurze allgemein gehaltene Vorstellung des Buches soll wenigstens einige charakteristische Beispiele davon enthalten, was das Buch an unglaublich vielen, neuen Anschauungen und Forschungsergebnissen in sich hält.

S. 67—75 werden u.a. die Titel der Herrscher sowie hohe und geringe Titel und Ränge beschrieben. Von den Männernamen wird festgestellt, dass in den Namen des privilegierten Standes u.a. die Elemente *aršlan* 'Löwe' und *el* 'Stamm' vorkommen, wogegen z.B. *temir* 'Eisen' und *qara* 'schwarz' beim Volk beliebt waren.

Im Kapitel »Die Bedeutung der Haltung« (S. 106—114) heisst es: »Für das Sitzen gab und gibt es in allen Kulturen bestimmte Normen, deren Anwendung oder Vernachlässigung etwas aussagen können.« Die Untertitel dieses Kapitels lauten »Faltstuhl«, »Darstellung nach Hörensagen«, »Der Lotossitz«, »Unkorrekter Lotossitz«, »Das Maitreya-Problem«, »Ableitung vom Lotossitz«, »Rohrbündel«, »Sitzen auf kniehohen Möbeln«, »Das Kniesitzen«, »Haltung der Dienstbereitschaft«. Die Zusammenfassung lautet folgendermassen: »Diejenige Haltung, die als bequemes Sitzen galt, war bei den Qočo-Uiguren das Sitzen auf den Waden, für etwas respektvoller galt das aufrechte Knien, bei Dienstbereitschaft nahm man die Haltung des halben Knien an. Dagegen war der Lotossitz in Qočo den Mönchen und Nonnen bei kultischen Handlungen vorbehalten. Ein Sitzen auf Möbeln in Höhe der Kniekehlen und mit aufgestellten Füßen war nicht landesüblich.«

Verständlich ist, dass der Kleidung, der Kleidermode viel Raum gewährt wird (S. 115—132), und auch ein solches Detail wie die Gürtung ist derart wichtig, dass ihm ein eigenes kurzes Kapitel gewidmet wird (S. 133—140): »Der Gurt war ein unerlässlicher Bestandteil des Anzugs, ebenso beim Volk wie bei den Herren, aber er gehörte nicht zur Ausstattung der Frauen, Kinder und der Klerikalen.«

Das Kapitel »Die Schreibkultur« (S. 167—174) beginnt die Verfasserin folgendermassen: »In der Turfan-Oase sind literarische Zeugen von den vielen Sprachen gefunden worden, deren man sich dort ehemals bedient hat. Die dafür angewendeten Schriftarten waren zum Teil aus dem Süden, zum anderen Teil aber auch aus dem Südwesten und aus dem Osten gekommen.« In Qočo wurden die folgenden dreizehn Schriftarten verwendet: die Brāhmī-Schrift (für Sanskrit, Tocharisch, zuweilen auch für Uigurisch), die tibetische Schrift (nur selten für das Uigurische), das Estrangelo (für christlich-syrische Texte), die hephtalistische oder spät-kušanische Schrift und die Pahlavī-Schrift (nur vereinzelte Fragmente), die 'kök-

türkische Runenschrift' bzw. 'die sibirische Schrift' (einige Manuskripte auf Alt-Türkisch), die manichäische Schrift (auch für das Alt-Türkische), die sogdische Schrift und die aus ihr abgeleitete spät-sogdische Schrift, heute meist als die 'uigurische' bezeichnet (hatte die grösste Verwendung in uigurischer Zeit; mit Modifikationen die Grundlage der verschiedenen mongolischen und der mandchurischen Schreibarten), die mongolische Schrift (Texte auf Mongolisch), die ḥP'ags-pa-Schrift (für das Mongolische 1269—1368; in Turfan nur Fragmente), die chinesische Schrift (in zahlreichen Texten) und die Si-Hia-Schrift (in Qočo nur einige Fragmente).

In den Schlussworten ihrer Arbeit (S. 210) unterstreicht die Autorin noch einige der wesentlichsten Ergebnisse ihrer gründlichen Untersuchung. Sie betont u.a., dass die Kultur der Uiguren im Königreich Qočo weder 'spätantik' noch chinesisch war. »Der Lebensstil der Uiguren war grundverschieden von dem ihrer grossen Nachbarn im Osten. Das erhellt schon aus dem scheinbar trivialen Moment des Kniesitzens. An solcher Sitte hängt die Etikette, die Art der Wohnungseinrichtung und das soziologisch geprägte Bewusstsein von Verbundenheit oder von Andersartigkeit mit einem anderen Volk. - - - - - Auch fiel es auf, dass in Turfan keine Beschriftung von Stifterbildern auf Sogdisch und auf Tocharisch gefunden worden sind. Demnach war also das Uigurische zur Sprache der Wohlhabenden oder zumindest zu der der einheimischen Buddhisten geworden. — Während die Kunst von Qočo zur Uigurenzeit sich von indischen bzw. tocharischen Tendenzen löste, wurde sie wesentlich von chinesischem Geist geprägt. Aber im Gegensatz zu der Beherrschtheit und Würde konfuzianischen Geistes, beeindruckten uns die Natürlichkeit der Gestik und die sprechende Mimik auf den uigurischen Gemälden, die sogar einen Sinn für Humor und ein Talent für Karikatur zeigen.»

Am Ende des Textbandes findet sich eine Reihe sehr nützlicher Indexe — u.a. auf 14 Seiten die »Liste der Fachausdrücke und Namen« — sowie eine 17 Seiten füllende Bibliographie. Letztere macht einen soliden Eindruck. Manche Leser werden darin allerdings vergeblich nach dem Namen z.B. eines Sven Hedin oder G. Mannerheim suchen. Mesopotamische u.a. Parallelen hätte die Schriftenreihe von Armas Salonen geboten (in *Annales Academiae Scientiarum Fennicae* Ser. B 1951—1973). Zu fragen wäre, ob hinsichtlich Kāšyārī neben der lückenhaften Edition Brockelmanns nicht auch das DL/T von Besim Atalay hätte genannt werden sollen.

Ein Buch wie das vorliegende braucht eine reichhaltige Illustration als Stütze und Ergänzung. Dieses Problem ist auf eine praktische und ökonomische Art und Weise gelöst wor-

den: in einem eigenen Tafelband sind neben zwei Kartenskizzen 232 etwas abstrahierte, aber sehr anschauliche Zeichnungen zu 97 Tafeln vereint worden. Diese Einzelheiten von grösseren Gemälden sind durch Frau Annegret Blume sorgfältig gestaltet worden. Einige Farbfotografien von Details der Originalgemälde wären natürlich auch sehr wünschenswert gewesen.

Die Turkologen danken ihrer Meisterin *Maryam Apa* für eine vorbildliche, gründliche Monographie, die auch für alle Ethnologen sowie für Kunst- und Kulturhistoriker eine wirkliche Fundgrube bildet.

AULIS J. JOKI

### Moderne finnische Folkloristik

Band 17 und 18 der *Studia Fennica*, einer seit 1933 erscheinenden, von der Finnischen Literaturgesellschaft (gegründet 1831 zur Pflege und Förderung und Erforschung der finnischen Sprache, Literatur und Kultur) herausgegebenen wissenschaftlichen Reihe sind der modernen finnischen Folkloristik gewidmet, die dem Publikum in Form der Autoren, der gewählten Themen und ihrer Behandlung vorgestellt wird. Die Aufsätze sind in englischer Sprache publiziert in

Finnish Folkloristics 1 und 2. *Studia Fennica* 17 und 18. Suomalaisen Kirjallisuuden Seura. Helsinki 1974. 205 und 167 S.

Als Herausgeber zeichnet PENTTI LEINO, Assistenzprofessor für Finnisch an der Universität Helsinki und Dozent für Folkloristik, assistiert durch die Folkloristen ANNIKKI KAIVOLA-BREGENHÖJ und URPO VENTO.

Der rückwärtige Einband verzeichnet jeweils eine Auswahl der in *Studia Fennica* 1—16 in einer Weltsprache erschienenen Abhandlungen über folkloristische Themen — eine gute Idee; leider hat man hier nicht sonderlich aufmerksam Korrektur gelesen, was auch für andere Beiträge in den Bänden gilt.

Zunächst sei kurz eingegangen auf den Inhalt der einzelnen Beiträge. Lauri Honko behandelt die ostseefinnischen Klagelieder (»Balto-Finnic lament poetry») hinsichtlich ihrer besonderen Sprache, ihres Stils sowie ihrer Funktion (Totenklagen, Hochzeitsklagen, Kriegs- und Militärdienstklagen). Er gibt dabei auch einen historischen Überblick und betont die Verwandtschaft der osfi. Klagelieder mit den benachbarten baltischen und russischen Traditionen. Die Geschichte der Klagelieder sei voller Fragezeichen, es sei leichter zu fragen denn